

undisciplined thinking_

2/2020_text

Günter Blamberger_ Das unsichtbare Ding, das Seele heißt

undisciplined thinking_ is a research platform founded by Katrin Solhdju and Margarete Vöhringer. Inspired by Sigrid Weigel's work it explores the tensions between disciplined academic culture and the complex world surrounding us, and facilitates the publication of new, interdisciplinary analyses through the most hybrid forums of all – the internet.

more_ [undisciplined thinking_](#)

(Für Sigrid Weigel)



Saul Steinberg, *Untitled*, 1964-1965, Ink on Paper, Originally published in *The New Yorker*, January 30, 1965, Copyright The Saul Steinberg Foundation/ Artists Rights Society (ARS), New York (Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek).

In Saul Steinbergs Zeichnung aus dem Jahr 1965 versucht ein Mann mit einem Schmetterlingsnetz ein Fragezeichen zu fangen. Absurd erscheint das, widervernünftig. Der Mann hat dennoch meine ganze Sympathie, weil er Fragen sammelt statt Antworten, wie es ein Wissenschaftler vorzugsweise tun sollte und Künstler und Dichter immer. Der Zeichner hat meine ganze Sympathie, weil er durch seine Zeichnung dem Unwissen eine Form gibt, oder anders ausgedrückt, in seiner künstlerischen Gestaltgebung ein Wissen davon vermittelt, dass es Fragen unserer menschlichen Existenz gibt, die unserer Vernunft unfasslich sind. Das Fragezeichen in Steinbergs Zeichnung steht an Stelle des Schmetterlings, wie der Schmetterling in der Mythologie an Stelle von etwas Unsichtbarem wie der menschlichen Seele und ihrer gleichwohl wirksamen Verwandlungskraft. Psyche heißen sie bekanntlich im Griechischen beide. Steinbergs Denkbild zeigt, warum und wie man manchmal nur in Bildern denken kann. Es erinnert an eine der traditionellen Aufgaben eines Kunstwerks: Vorstellungen zu evozieren, die die Grenzen des empirisch und begrifflich Fasslichen übersteigen und in den Bereich des eigentlich Unnennbaren vordringen, in die Zwischenräume, die Aussichten eröffnen auf Nicht-Messbares und Unermessliches. Diese Aufgabe war einfacher, solange die Kunst noch in religiösen Diensten stand. Sie scheint heute wichtiger denn je, weil die Theologie ihre Wirkungsmacht verloren hat, nicht mehr als Leitdiskurs für die Beantwortung zentraler existentieller Probleme gilt und stattdessen jeder auf die Artefakte der Medien und Künste achtet, um deren Darstellung und Deutung traditionell religiöser Fragen von Krankheit und Tod, Gut und Böse, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Liebe und Trauer, Gemeinschaft und Einsamkeit zu studieren. Vielleicht hilft es ja, dem poetischen Denken zu folgen, um die Frage zu beantworten, was denn heute Seele heißen könnte?

Und meine Seele spannte,
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande
als flöge sie nach Haus

Eichendorffs Gedicht *Mondnacht* kennt jeder auswendig, weil es so tröstlich das Schicksal alles Inwendigen beschreibt. Zwar heißt es, scheinbar relativierend, von der Seele, „als flöge sie nach Haus“, und am Anfang des Gedichtes „Es war, als hätt’ der Himmel/ Die Erde still geküßt“, aber der Konjunktiv ist hier kein Ausdruck der Skepsis, er hat den Charakter der Bejahung, sonst hätte der Katholik Eichendorff dieses Gedicht nicht in eine Folge geistlicher Lieder eingereiht. Bejaht wird der jüdisch-christliche Glaube, dem zufolge dem Menschen die Seele von Gott eingehaucht wurde und mit dem letzten Atemzug vom sterblichen Körper befreit wieder zu Gott zurückkehrt. Bejaht wird zugleich das Gebot des Alten Testaments, dass man sich kein Bildnis machen dürfe. Weil Gottes Reich nicht von dieser Welt ist, die Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen

nicht geschaut werden kann, werden die Seelenbilder in einen Konjunktiv gesetzt, der jedoch als Potentialis und nicht als Irrealis zu verstehen ist.

Anders als Eichendorff vermisst die amerikanische Dichterin Silvia Plath die Spannweite der Seele. In dem nach ihrem Freitod 1963 publizierten Lyrikband *Ariel* finden sich folgende Verse:

I am inhabited by a cry.
 Nightly it flaps out
 Looking, with its hooks, for something to love
 I am terrified by this dark thing
 That sleeps in me;
 All day I feel its soft, feathery turnings, its malignity.
 Clouds pass and disperse ...

In Zeruya Shalevs Roman *Späte Familie* (*Terā*, 2005) tobt die Seele als „ungezügelter Sphinx“, bei Silvia Plath ist sie ein „Schrei“, der des nachts ausflattert, wie eine Fledermaus, ein Vampir, und tagsüber als böses „dunkles Ding“ in ihr schläft. Die Seele wird als etwas Eigenes und doch unverfügbar Fremdes wahrgenommen. In Metaphern, auch hier, jeder Bezug zum Transzendenten ist jedoch gekappt, und signifikant für die Moderne ist, dass die Seele als kranke Seele erscheint.

Zwei Seelengedichte, zwei ganz verschiedene Weisen, in die Nacht auszufliegen. Eine weitet mir das Herz, die andere zieht es mir zusammen. Gedichte berühren die Seele, affizieren Gefühle und Gedanken zugleich, wenn ich sie lese, und werden eindrücklicher noch, wenn ich die Stimme eines Dichters, einer Dichterin höre, selbst dann, wenn ich ihre Sprache nicht verstehe. Wen kümmert's, wer spricht? hieß es mit Foucault fast zwei Jahrzehnte lang. Die Hinwendung zur Materialität der Kommunikation und zur Präsenztheorie haben innerhalb der Literaturwissenschaft dafür gesorgt, dass der Autor wieder zu seinem Text gehört wie die Seele zum Körper, so dass die im Jahr 2015 installierte Dauerausstellung von Exponaten toter wie lebender Autoren im Marbacher Literaturmuseum den Namen *Die Seele* erhielt und Hans Ulrich Gumbrecht in einem Vortrag sogar emphatisch *Vom beseelenden Hauch der Literatur* sprach.

Mit welchem Recht aber, und was heißt heute überhaupt Seele? Ist Seele in säkularisierten Kulturen nicht bloß ein leeres Wort zur Wiederverzauberung der Welt oder ein Ersatzwort für das Unbewusste, das den Seelenärzten eben kein Rätsel ist? Von der jenseitigen Karriere der Seele reden selbst die Theologen kaum mehr. Die nuancenreichen Seelen-Debatten zweier Jahrtausende scheinen vergessen. Gegen eine völlige Demontage von Seele als anachronistischem Mythos

spricht jedoch die elementare Erfahrung, dass sich jeder Mensch in jedem beliebigen Augenblick als Träger zahlloser Stimmungen, Willensregungen, Körperempfindungen, Denkkakte erlebt und sich dabei über innere und äußere Wahrnehmungen, Ich und Welt immer wieder neu zu verständigen versucht. Die Seele hat – und das wäre eine zeitgemäße Definition – eine unsichtbare Evidenz als inneres Selbstgespräch, als ein Medium permanenten Selbstbezugs im Zugleich von Gefühlen und Gedanken. Dieses Selbstgespräch ist ein Leben lang in Bewegung, in veränderlichen Figurationen, den Wolken vergleichbar, die vorüberziehen und wieder zerstreuen, wie Silvia Plath schreibt.

Als Ausdruck eines inneren Selbstgesprächs mag auch das Schreiben von Literatur verstanden werden, wobei hier deutlich wird, wie viele fremde Stimmen sich im Eigenen mischen, dass die Seele ein Wechselbezug von Individuellem und Sozialem ist, dass von den Sprachen der Seele nur im Plural gesprochen werden kann. Dass von der Literatur selbst wieder ein „beseelender Hauch“ ausgehen soll, ist damit nicht ausgemacht. Das bleibt eine Metapher, die auf die Wirkmacht ästhetischer Ideen in der Literatur verweist. Diese gründet – so Kant in seiner *Kritik der Urteilskraft* – auf einer Oszillation wie Dispersion von Begrifflichem und Unbegrifflichem, die im Leser immer wieder neue Gefühle und Gedanken stimuliert, weil ästhetische Ideen nie endgültig zu fixieren sind, wie Wolken in immer neuen Konturen vorüberziehen und zerstreuen. Ein inneres Selbstgespräch wird in Literatur übersetzt und erzeugt beim Rezipienten ein neues inneres Selbstgespräch, das könnte man – auch wieder metaphorisch – als Beseelung, als Seelenwanderung, verstehen, bzw. Literatur als eine „Cur der Geister“, so Nietzsche, der toten und doch unsterblichen Seelen, die in jeder Universitätsaula spürbar wird. In Vorlesungen, die erfüllt sind von den Stimmen der Toten, ob sie nun Eichendorff oder Plath, Nero oder Hitler, Homer oder Celan heißen. *The Dominion of the Dead* hat Robert Harrison das genannt. Wir folgen ihren Stimmen, im Widerstreit gegen das Entsetzliche, das sie verkörperten, um dessen Wiederkehr zu verhindern. Wir folgen ihren Stimmen, im Staunen über deren Klugheit, Menschlichkeit und Schönheit, um „im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen“. So Walter Benjamin einmal, dem Melancholie und Utopie Kehrseiten einer Medaille waren.

Manchmal erkennt man dabei jedoch, dass die Welt schon immer aus den Fugen war und schwerlich wieder einzurichten. „Be thou assured, if words be made of breath,/ And breath of life, I have no life to breathe/ What thou hast said to me“, so heißt es im dritten Akt von Shakespeares *Hamlet* (III.4). Gertrud, die Königin, antwortet mit diesem Seelenbekenntnis ihrem Sohn, nachdem er ihr voller Zorn und Ekel die Wahrheit über die Ermordung des Vaters ins Gesicht geschleudert hat, von der er nicht weiß, ob sie wahrhaft Wahrheit ist oder nur Wahrheit zu sein

scheint. Weil er im Zweifel ist, ob der Geist seines Vaters nur Spuk und Täuschung oder transzendente Instanz ist, inszeniert er ein Stück im Stück, *The Mousetrap*, um die Verstellungskünstler am Hofe zu überführen. Shakespeares Modernität liegt darin, dass er die Seelenfrage nicht als metaphysische, sondern als moralische und erkenntnistheoretische behandelt. Es geht nicht mehr um die Differenz von Diesseits und Jenseits, sondern um die von Innen und Außen.

Anders gesagt: Wenn einer sich etwas von der Seele redet, weiß man noch lange nicht, ob er die Wahrheit spricht. Das Problem ist im Grunde unlösbar, denn Seelen lassen sich, so Kleists schmerzliche Erkenntnis in der *Penthesilea*, „nicht berechnen“. Nichts aber ist unheimlicher als die Unberechenbarkeit von Personen, als überraschende Identitätswechsel, aus denen traumatische oder tödliche Zäsuren entstehen. In Kleists Werken tummeln sich solche ‚sleeper‘, wie man nach dem 11. September 2001 Personen nannte, aus denen plötzlich das Böse herausbricht, das unter der Maske des Guten lange im Verborgenen schlummerte. Unheimlich ist es, wenn der freundliche Kommilitone Mohamed Atta, an der TU Hamburg in Stadtplanung diplomiert, plötzlich als Terrorist ein Flugzeug in die Twin Towers steuert, wenn edle Retter zu Missbrauchstätern werden wie Graf F. in der *Marquise von O*, wenn einer den naiv-loyalen Bündnispartner spielt, um einen hinterrücks dann zu überfallen, wie der Cheruskerfürst die Römer in der *Herrmannsschlacht*. Es ist kein Wunder, dass Kleists bis heute publikumswirksamstes Stück *Das Käthchen von Heilbronn* ist, in dem Käthchen, die schöne Seele, über Kunigunde, die hässliche Seele, siegt, weil Kunigunde das – Zitat – „unsichtbare Ding, das Seele heißt“, nicht im Griff hat. In der Künstlichkeit ihres äußeren Putzes entlarvt sich schließlich die Niederträchtigkeit ihrer inneren Antriebe, und Graf Wetter heiratet die Richtige: Käthchen, die schöne Seele, nicht das Biest.

Einfach wäre es, wenn sich im Äußeren das Innere widerspiegelte, das Unsichtbare sichtbar würde. Kleist hielt nicht viel vom ‚happy end‘ seines *Käthchen* und wenig vom Traum von der schönen Seele, auf den die Literatur und Philosophie des deutschen Idealismus eine Zeit lang setzte, in der Abgrenzung von den Verstellungskünsten des Adels und dem gewissenlosen Opportunismus in einer Krisenzeit nach der französischen Revolution, in einer Zeit, grandioser Entstabilisierung von Lebensplänen und sozialen Zusammenhängen in ganz Europa. Wobei die Kongruenz von Anmut und Würde, wie Schiller die schöne Seele definierte, im idealistischen Verständnis als Resultat eines von Mentoren geleiteten und überprüften Bildungs- und Entwicklungsprozesses galt, bei dem die ästhetische Erziehung durch Literatur und Kunst mithelfen sollte.

Die schöne Seele nicht als Ist-, sondern als Soll-Zustand. Das kommt uns auch heute bekannt vor, ebenso wie die Alternative Vertrauen oder Verdacht. In Zeiten ‚postfaktischer‘ Rede domi-

niert der Verdacht. Weil kaum mehr jemand zwischen Schein und Sein, medialer Inszenierung und Wirklichkeit zu unterscheiden weiß, wird auf Wahrhaftigkeit mehr geachtet als auf Wahrheit. Während wahr ein Urteil bezeichnet, bei dem das Gemeinte tatsächlich mit dem Sachverhalt übereinstimmt, so ist wahrhaftig die Bezeichnung für die Übereinstimmung von Rede und Überzeugung des Redenden. Das hilft wenig, wie Trumps Wahlsieg zeigt, der seine schändlichen Antriebe: Wollust, Habsucht, Neid, Zorn – früher nannte man das mal Todsünden – in seinen Reden nicht verbarg, und deshalb seinen Wählern als wahrhaftiger galt als Hillary Clinton, die verdächtigt wurde, gegen ihre inneren Überzeugungen zu reden. Der offene Triumph der hässlichen Seele ist eine Absurdität, die sich selbst Machiavelli nicht hätte vorstellen können. Den Unterschied zwischen schönen und hässlichen Seelen erkennt man besser an Taten als an Worten, würde man als Wissenschaftler wie als Christ dagegenhalten. Zu hoffen ist weiter auf die Dichtkunst, wenn sie, so Wolfgang Hildesheimer, nicht Wirklichkeit in Fiktionen verwandelt, sondern aus ihren Fiktionen Wahrheit gewinnt.